

marbacher schriften

*neue folge, band 2*

Herausgegeben von Ulrich Raulff,  
Ulrich von Bülow und Marcel Lepper

# Friedrich Schiller

*Dichter, Denker, Vor- und Gegenbild*

Herausgegeben von  
Jan Bürger

WALLSTEIN VERLAG

Dieter Henrich

## Schillers Denken im Spannungsfeld der Jenaer Konstellation

I

Im Folgenden wird versucht, deutlich werden zu lassen, wie Schiller im Gange seines Studiums von Kants Werk zu den Grundzügen seiner philosophischen Selbstverständigung gelangte und was ihn dann auch unbeirrbar an diesen kantischen Grundzügen festhalten ließ. Dabei sollen die durchaus ungewöhnlichen Bedingungen beachtet werden, unter denen sich Schiller den Weg zu seiner Selbstverständigung zu bahnen und unter denen er sie zu behaupten hatte. Schiller begegnete Kants Werk zuerst bei einem Besuch in Jena, dem Mittelpunkt der Philosophie seiner Epoche. Wenig später war er selbst als Geschichtspräsident nach Jena versetzt. Dort aber vollzog sich in just dem Jahrzehnt von Schillers Präsenz die gesamte Entwicklung der nachkantischen Philosophie. So war er deren Impulsen und Wirkungskräften ausgesetzt. In diesem Kraftfeld hatte er die Eigenständigkeit seines Denkens zu entfalten und zu bewahren – eine Herausforderung und Chance, die eigenen Möglichkeiten bewusst zu ergreifen, aber auch die Grenzen vor Augen zu bekommen, innerhalb deren die Resultate des eigenen Nachdenkens in der Form der philosophischen Theorie vor den Zeitgenossen würden bestehen können. Die jüngeren Zeitgenossen, die aus Schwaben als Philosophen nach Jena kamen, Hölderlin, Schelling und Hegel, sahen allesamt in Schiller den Bahnbrecher eines Denkens, das über Kant hinausführen wird. Schiller selbst modifizierte zwar wirklich in allen seinen philosophischen Texten kantische Theoreme. Jeder Revision auch der Grundkonzeption von Kants Lehre hat er sich aber gänzlich verweigert. Die Frage, wie beides zusammengeht, hat bis heute noch keine zureichende Antwort gefunden.

Zunächst soll in wenigen Strichen die intellektuelle Situation charakterisiert werden, in die Schiller in Jena eintrat und die er dann mit bestimmte.

Bedeutende Dichtung entspricht immer einem Bedürfnis nach Aufschluss über Grund, Geschick und Bewandnis des Menschenlebens, das in der Bewusstseinslage einer Epoche tief begründet ist. Zu der Zeit, in der die Philosophie in Jena zu ihrem Höhenflug ansetzte, war die Ausrichtung dieses Bedürfnisses offenbar in einem Wandel begriffen. Er hat die Aufmerksamkeit der Dichter auf eine Philosophie, in der dieser Wandel zum Ausdruck kam und eine Begründung fand, in einem Maße fixiert, das nach seinesgleichen sucht. So erklärt es sich, warum die deutsche Dichtung dieser Zeit vom philosophischen Denken inspiriert sein konnte. Jena wurde nicht nur Zentrum einer philosophischen Bewegung, sondern auch zu einem Ort, an dem viele poetische Talente nach philosophischer Orientierung suchten.

Die Philosophie reagierte ihrerseits darauf, dass die Literatur begonnen hatte, sich als philosophische Stimme zu artikulieren, und so begann sie, sich selbst als Theorie der Kunst zu verstehen und bewähren zu wollen. In einer solchen Situation sind, um nur diese zu nennen, Novalis und Hölderlin zu ihrer philosophisch-poetischen Lebensperspektive gelangt. Beide standen aber unter dem Eindruck des Vorbilds von Schillers Person und Werk, zu einem guten Teil auch unter seinem Mentorat.

Die innere Verbindung zwischen einem philosophischen Höhenflug und der Erschließung neuer Möglichkeiten für das literarische Kunstwerk und für dessen Erklärung hat Jena zu einem Ort äußerster intellektueller Spannung und Verdichtung gemacht. Nach dem abrupten Ende dieser Konstellation im Jahre 1803 schrieb Schiller selbst an Wilhelm von Humboldt, der mit ihm in dieser Konstellation gelebt hatte, den erstaunlichen Satz: »Vielleicht war Jena, wie es vor 6, 8 Jahren noch war, die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art, auf Jahrhunderte.« [NA 32,63; Hervorhebung vom Vf.] Aus dem Abstand von mehr als 200 Jahren können wir unsererseits nicht umhin, diese hoch ausgreifende Selbsteinschätzung bestätigt zu finden – auch in ihrem weit ausgedehnten Zeitrahmen.

2

Zum Vorort kantianischen Denkens in Deutschland war Jena im Zusammenwirken beinahe zufälliger Faktoren geworden. Die bereits einflussreiche *Jenaer Allgemeine Literaturzeitung* hatte es sich unter ihrer Leitung, einem Juristen und einem Philologen, zum Ziel gesetzt, die Durchsetzung von Kants Philosophie zu befördern. In der theologischen Fakultät hatten sie Bundesgenossen, die hofften, mithilfe

der neuen Philosophie eine Begründung des Christentums gewinnen zu können, die statt von dogmatischen Lehrsystemen von moralischen Prinzipien her aufgebaut ist.

Mit der Berufung des mit Schiller fast gleichaltrigen Karl Leonhard Reinhold auf eine außerordentliche Professur wirkte sich nun auch der Einfluss der Weimarer Politik auf die Situation der Universität in Jena aus. Reinhold hatte damit begonnen, im *Teutschen Merkur*, der von Wieland in Weimar herausgegeben wurde, *Briefe über die Kantische Philosophie* zu veröffentlichen. Sie waren der erste Anlass dafür, dass von der Verkündigung eines kantischen Evangeliums in Jena die Rede sein konnte. Über Wielands Vermittlung kam Schiller sogleich nach Reinholds Berufung bei einem Besuch in Weimar und Jena mit ihm in Kontakt und ins Gespräch. Reinhold hatte Schillers philosophische Briefe zwischen Julius und Raphael aus dem Jahr 1786 gelesen. Er folgerte aus ihnen, wie wir später sehen werden durchaus zu Recht, dass, wie er an einen Kollegen schrieb, »die Kantische Philosophie an diesem Kopfe eine gute Acquisition machen würde.«<sup>1</sup> So versuchte er, Schiller zum Kantstudium zu bewegen, hatte aber zunächst nur insoweit Erfolg, als Schiller seine Konzeption einer Universalgeschichte von Motiven der kantischen Geschichtsphilosophie her anlegte.

Als Schiller dann gegen zwei Jahre später selbst als außerordentlicher Professor in Jena etabliert war, erneuerte sich der Kontakt. Reinhold berichtete Kant sogleich: »Schiller, mein Freund und wie ich nach einer innigen Bekanntschaft mit ihm überzeugt bin der besten itzt lebenden Köpfe einer horcht ihren Lehren durch meinen Mund.«<sup>2</sup> Er fügte hinzu, dass Schiller ihm auftragen hat, ihn, Schiller, bei Kant unter seinen wärmsten und innigsten Verehrern zu nennen. Schiller schloss sich also Kant zu einer Zeit an, als er nur dessen Grundideen kennen konnte und das eigentliche Studium seiner Werke noch nicht aufgenommen hatte.

Man muss sich nun aber auch klarmachen, dass Schiller im Jahre 1789 einem anderen Reinhold als dem zuhörte, mit dem er zuvor in Kontakt gewesen war. Reinhold hatte sich inzwischen davon überzeugt, dass man der Kritik an Kants Lehre, die sich bereits vielstimmig artikulierte, niemals durch das bloße Bestehen auf dem Buchstaben von Kants Werken würde Herr werden können. Mit seinem *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens* hatte er

<sup>1</sup> Reinhold an Ch. G. Schütz (?) im Frühjahr 1787, in: Karl Leonhard Reinhold, *Korrespondenzausgabe*, hrsg. von Reinhard Lauth u. a., Bd. 1, Stuttgart 1983, S. 207.

<sup>2</sup> *Kant's Briefwechsel*, Akademieausgabe, Bd. 2, Berlin/Leipzig 1922, S. 62 (Brief vom 14. Juni 1789).

das erste Unternehmen bereits nahezu abgeschlossen, in dem die kantische Lehre auf eine neue, von ihm selbst entworfene Grundlage gestellt werden sollte, um so stringenter begründet zu werden. Ehe also Schiller überhaupt zu einem intensiven Studium von Kants Werken gekommen war, stand ihm der Grad der Schwierigkeit vor Augen, Kants Gedanken korrekt und schlüssig zu entwickeln. Fast zugleich wurde er auch Zeuge einer inneren Aufspaltung der nachkantischen Bewegung. Denn Reinholds Anspruch, Kants Begründungen vertiefen zu können, stieß alsbald, in der *Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung* ebenso wie in Reinholds eigenem Schülerkreis, auf einen mit kantischen Argumenten gespeisten Widerspruch.

In die Zeit dieses aufkommenden Schismas fiel die Publikation von Kants *Kritik der Urteilkraft*. Damit lag, vom Publikum ganz unerwartet, ein Werk vor, in dem Kant mithilfe der Prinzipien seiner theoretischen Philosophie und auch seiner Ethik über die Grundlagen des ästhetischen Urteils und der Produktion von Kunstwerken Rechenschaft zu geben versucht. Schiller erkannte sogleich die doppelte Aussicht, die sich ihm damit auftat: Mit seiner eigenen Erfahrung als Künstler und Kunstschriftsteller konnte er sich diesen Themen Kants in einer eigenen Kompetenz der Beurteilung zuwenden. Zugleich konnte er Zugang zu den Grundzügen von Kants Philosophie finden, die im Gange der Explikation von Kants Ästhetik notwendig ins Spiel kommen und so verdeutlicht werden mussten. Schiller hat also zunächst die Lektüre der *Kritik der Urteilkraft* in Angriff genommen, jedoch entschlossen dazu, sich allmählich die kantische Position insgesamt anzueignen.

Schiller begann die Kantlektüre somit nicht um der Kunsttheorie willen. Aber in diesem Gebiet konnte er auf der Höhe einer Problemlage, die nunmehr auch von Kant bestimmt war, aus eigener Einsicht heraus als Autor auftreten. Mit Plänen dazu ging er vorsichtig zu Werke. Aus der Lektüre der *Kritik der Urteilkraft* war zunächst der Plan zu dem Dialog *Kallias* hervorgegangen. In ihm hatte Schiller mit kantischen Mitteln eine Theorie der Schönheit begründen wollen, die, anders als Kant, Kriterien für das anzugeben vermag, was Schönheit ausmacht. Diesen philosophisch-literarischen Buchplan gab er aber bald wieder auf. In der Folge sind alle seine veröffentlichten Texte zur Theorie der Kunst in einer seiner literarischen Zeitschriften erschienen; und so hatten sie kein professionell philosophisches, sondern ein allgemeineres Publikum zum Adressaten. Die Briefe *Über die ästhetische Erziehung* hatten zwar ein Buch werden sollen, kamen aber als solches niemals heraus.

Ein bloßer Behelf und Umweg zu Kant waren diese Texte dennoch nicht. Dienten sie doch dazu, die Bewandnis des eigenen Kunstschaf-

fens und die Lebensbedeutung der Kunst überhaupt zu begreifen. Aber Schiller versprach sich von seinem Kantstudium mehr als das, nämlich Klarheit und Stabilität in der Grundorientierung des eigenen Lebens. Indem er um dessentwillen auch über Kants Lehre im Ganzen zur Klarheit kommen musste, fand er sich sogleich den Kontroversen über die richtige Art ausgesetzt, diese Lehre zu erklären. Daran versteht es sich, wie wichtig ihm die Teilnahme an den kantischen Debatten wurde, die sich im Umkreis von Reinhold entfalteten. Sie waren die avanciertesten in Deutschland.

Reinhold, nicht Kant selbst, hielt Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft. Sein durch seine *Briefe über die Kantische Philosophie* begründeter Ruhm bewirkte, dass sich bald, zum Teil von weither, ein großer Hörerkreis um ihn versammelte – darunter viele hochbegabte junge Philosophen. Aus den Debatten dieses Kreises gingen wichtige Impulse in die Geschichte der nachkantischen Theorie ein.

So ist Schiller schon im Frühjahr 1791 Johann Benjamin Erhard begegnet. Dem Dresdner Freund Körner schilderte er ihn wie folgt: »Es ist der reichste vielumfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kantische Philosophie, nach Reinholds Aussage, aus dem Grunde kennt, sondern durch eignes Denken auch ganz neue Blicke darinn gethan hat«. [NA 26,82]

In seinen beiden ersten Aufsätzen hat Erhard Reinholds Theorie verteidigt. Aber im persönlichen Umgang hat er Reinhold ständig mit scharfsinnigen Einwänden gegen dessen Argumentationen zugesetzt. So wird er Schiller wohl kaum vorenthalten haben, dass man Aufschluss über Kants Denken vielleicht von Kant persönlich, nicht aber von Reinholds neuem Fundierungsversuch würde erhalten können. Erhard reiste deshalb über Umwege nach Königsberg. Auf der Rückreise im November 1791 machte er wieder in Jena Station. Dabei adressierte er, als Gast in Reinholds Haus, erneut seine Fragen über die letzte Grundlegung von Kants System in einem Brief an Kant selbst. Auch Kant hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, dass er Erhard unter allen, die ihn je besucht hatten, am liebsten als täglichen Umgang bei sich wissen würde.<sup>3</sup> Schiller wird nicht versäumt haben, den durchreisenden jungen Freund und Arztkollegen nach dem Stand seiner Einsicht in Kants Konzeption gefragt zu haben. Wenig später hat sich Schiller eigene Exemplare von Kants *Kritik der reinen Vernunft* und *Kritik der praktischen Vernunft* bestellt.

Aus Schillers Umgang sowohl mit Reinhold wie mit Erhard wird deutlich, in welchem Maße sein Kantstudium mit dem Bemühen um

<sup>3</sup> Kant an Erhard am 21. Dezember 1792, *Kant's Briefwechsel* (vgl. Anm.2), Bd. 2, S. 398.

eine eigenständige Perspektive auf Kants Werk im Ganzen verbunden gewesen sein muss. Und das lässt verstehen, warum er – abgesehen von ökonomischen Gründen – dazu bewogen war, in der Pension, die er bewohnte, einen Mittags- und Abendtisch einzurichten, an dem überwiegend Schwaben teilnahmen, die ihm als »Kantianer« bekannt waren [an Körner am 1. Januar 1792, NA 26,128]. So war er über die Debatten und die Bestrebungen in Reinholds Umkreis immer im Bilde und hatte sogar täglich die Gelegenheit dazu, Fragen, die Kant betrafen, zur Diskussion zu stellen. An diesem Abendtisch nahm Niethammer teil, der gerade dabei war, die kantische Religionstheorie weiter zu entwickeln, sowie der Tübinger Ex-Repetent Diez, der bereits darauf hin gewirkt hatte, dass Reinhold die Position wieder aufzugeben begann, mit der er Kant auf eine sichere Grundlage hatte bringen wollen. Unter solchen Bedingungen ist während der Jahre 1792 bis 1794 in Schillers Briefen an Körner immer wieder von Kant als dem »einzigem« Studium die Rede, das »ich anhaltend treibe« [NA 27,23]. Er setzte dies Studium auch noch fort, nachdem Fichte als Nachfolger Reinholds in Jena eingetroffen war.

## 3

Zu dieser Zeit muss Schiller sich seiner Grundverständigung über Kant aber weitgehend sicher gewesen sein. In seine Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* hat er zwar mehrere Anregungen integriert, die er aus Fichtes Argumentationen übernahm, aber er war niemals versucht, sich an dessen theoretisches Programm anzuschließen. Über die Gründe und die Umstände, die ihn darin bestärkten, können wir aus einigen Daten Aufschluss gewinnen, die auf eben die Jenaer Konstellation zurückgehen, in der Schiller sein Kantstudium unternommen hatte. Fichte hatte während eines Schweizer Aufenthalts im Winter 1793 den Grundgedanken seiner Wissenschaftslehre gefasst. Aus dem Gedanken »Ich bin« sollte sich in demonstrierbaren Schritten eine philosophische Grundwissenschaft herleiten, gegen die keine Skepsis mehr etwas ausrichten kann – auch nicht die, welche Kants Philosophie noch immer gefährden konnte. Fichte hat diese Wissenschaftslehre zum ersten Mal in Privatvorlesungen in Zürich entwickelt.

Nun war aber Erhard, Schillers junger Freund, durch Zufall Hörer von Fichtes letzten Züricher Vorlesungen gewesen. Zwischen beiden kam es dort zu einem scharfen Disput, in dem Erhard Fichtes Programm für unkantisch und unhaltbar erklärte. Seit dieser Zeit sah Jens Baggesen, der Ohrenzeuge gewesen war, Erhard und Fichte für gleich-

rangig an. Auf der Rückreise nach seiner Heimatstadt Nürnberg traf Erhard in Stuttgart wieder mit Schiller zusammen, der ihn schon auf der Hinreise nach Schwaben in Nürnberg besucht hatte. Jetzt befand sich Schiller seinerseits im Aufbruch zurück nach Jena. Einen Teil der Rückreise machten beide gemeinsam. Unter diesen Bedingungen hat sich das philosophische Gespräch Schillers mit Erhard erneuert. Darüber berichtete Erhard an einen anderen Freund: »Mit Schiller hatte ich wichtige Unterhandlungen. Er ist ganz in den Geist des Kantischen Systems eingedrungen.«<sup>4</sup>

Diese Bemerkung Erhards lässt sich nur verstehen, wenn man sie vor den Hintergrund dessen stellt, was für Erhard selbst zu dieser Zeit den Geist von Kants System ausmachte. In einem Reflexionsprozess, den er während der drei Jahre seit seinem Jenaer Aufenthalt vorangetrieben hatte, war er nun davon überzeugt, dass Kants System nicht aus einer Begründung der Philosophie hervorgeht, welche auf theoretischen Prämissen aufbaut, die jedem Zweifel entzogen werden können. Erhard traute es sich zu, gegen jeden theoretischen Satz mit schlüssigen Einwänden zu argumentieren, also auch gegen Reinholds und Fichtes oberste Grundsätze. Kants System entfalte sich aber aus einer *praktischen* Gewissheit. Man müsse sie teilen, ehe man im Philosophieren auf verlässlichen Grund kommen könne. Von ihr her als Orientierungslinie, die mit der Einnordung einer Landkarte vergleichbar ist, ließen sich dann allerdings die Theoreme Kants begründen.

Dies waren also die Bedingungen, unter denen Schiller zum ersten Mal etwas von Fichtes neuer Theorie erfuhr. Sie konnten nur dahin wirken, ihn sogleich auch zur Reserve ihr gegenüber zu bewegen. Wenn nun aber Erhard in offenbar längeren Gesprächen davon überzeugt wurde, dass Schiller den Geist von Kants System in sich aufgenommen hatte, so bedeutete das für Erhard, dass Schiller den methodischen Vorrang einer Gewissheit anerkannte, die im menschlichen Handeln begründet ist und die bis hin zu den höchsten theoretischen Prinzipien die Leitlinie der Philosophie zu sein hat. Mit Schillers späteren Aussagen über den unvergänglichen Kern dessen, was er Idealphilosophie nannte, ist das gut zu vereinbaren.

So hat Schiller eine Zurückhaltung gegenüber Fichtes Theorie wohl schon vor dem Beginn von dessen Lehre nach Jena begleitet. Dennoch erwartete er sie mit Spannung und kam auch mit Fichte bald ins Philosophieren. Im Herbst 1794 berichtete Wilhelm von Humboldt über

Urv. Bibl. München

<sup>4</sup> Johann Benjamin Erhard an Herbert am 17. Mai 1794 (zit. nach: Dieter Henrich, *Grundlegung aus dem Ich – Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus*, Frankfurt a. M. 2004, S. 1326).

ein Gespräch mit Fichte dies an Schiller: »Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten [...] Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das einzige, was noch mangle, sey *Einheit*. [...] Kämen Sie dahin – und dieß hänge allein von Ihnen ab – so wäre von keinem andern Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten.« [NA 35,62] Aus dieser Mitteilung geht immerhin so viel deutlich genug hervor, dass Schiller auch von Fichte die Entfaltung einer *selbständigen* Position zugetraut wurde. Von einem Ineinander-Einstimmen zwischen beiden von der Art, wie es die Äußerung von Erhard über Schillers Aneignung von Kants Geist anzeigte, ist hier nicht die Rede.

Bald kam es über einen Beitrag Fichtes zu Schillers neuer Zeitschrift, dessen Publikation Schiller ablehnte, zu einem Konflikt und einer Entfremdung zwischen beiden. Dieser Konflikt war nicht ohne Einfluss darauf, dass Schiller ein gutes Jahr später die philosophische Schriftstellerei ganz aufgegeben hat. Somit hat er durch kein Werk, in dem die Fäden seines Nachdenkens zusammengezogen worden sind, in der Weise Epoche in der Philosophie gemacht, die Fichte ihm einmal zugetraut hatte.

Hegel hat freilich Schiller dennoch »das große Verdienst zugestanden«, die kantische Subjektivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen und den Versuch gewagt zu haben, über sie hinaus die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen.<sup>5</sup> Dabei hat er Schillers *Über Anmut und Würde* und seine Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* im Sinn. In ihnen kritisiert Schiller die Art, wie Kant seine Pflichtethik zur Darstellung bringt, stützt sich auf seine Überlegungen zu einer Erweiterung der kantischen Ästhetik und bedient sich schließlich auch, vom zehnten Brief über ästhetische Erziehung an, einer Begründungsart, die er mithilfe einiger Anleihen bei Fichte selbst entwickelt hatte. Schiller nennt diese Passagen sogar, in Aufnahme eines Terminus von Reinhold, seine »Elementarphilosophie«. Man kann verstehen, dass Hegel alle diese selbständigen Schritte als einen Versuch verstand, gegen Kant die ursprüngliche Einheit von Subjektivität und Welt philosophisch geltend zu machen – als Schritte also, die in ihrer Grundüberzeugung die Position des spekulativen Idealismus antizipieren und die deshalb auf dem Wege sind, sich vom Kantianismus wegzuwenden.

<sup>5</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. von Hermann Glockner, Bd. 13, Stuttgart 1964, S. 96.

Wohl hat Hegel in Schillers Texten nur einen ›Versuch‹ dazu erkennen wollen. Und als Versuch muss man ihr Unternehmen wirklich auch auffassen – allerdings mit einem ganz anderen Sinn und Akzent als dem, den Hegel aus Schillers Argumentationen herleiten wollte. Hegel meint nämlich, dass Schillers Kantkritik darauf hinausläuft, die kantischen Grundlegungsgedanken, die Hegel ›Abstraktionen‹ nennt, durch ganz anders angelegte Gedanken substituieren zu wollen. Aber Schillers Absicht ging im Gegenteil dahin, an der kantischen Grundlegung nicht zu rütteln, sie aber so zu begreifen und zu modifizieren, dass sie es erlaubt, zu anderen Resultaten als denen zu gelangen, die Kant selbst hatte ins Auge fassen können.

Am deutlichsten wird das in Schillers Brief an Kant, der die Zusendung der noch unvollständigen Briefe *Über die ästhetische Erziehung* begleitete. Schiller stellt in ihm seine Briefe als die »Früchte« dar, »die das Studium Ihrer Schriften bey mir getragen«. Er hoffe, Kant werde »den Geist Ihrer Philosophie in dieser Anwendung derselben nicht vermissen«, und bittet um ihre Prüfung. Schiller unterzeichnete diesen Brief mit Formeln, die ihm sonst nirgends in die Feder geflossen sind: Er nennt sich »in unbegrenzter Hochachtung« Kants »aufrichtigsten Verehrer« [NA 27,153]. Damit nimmt Schiller wieder auf, was er im Sommer 1794 zusammen mit der Einladung Kants zur Mitarbeit an den *Horen* in Worten, die noch heute jeden Leser berühren, zum Ausdruck gebracht hatte. Damals hatte Schiller Kant seine Dankbarkeit für das »wohlthätige Licht« bezeugt, das er in seinem Geist angezündet hat. Von diesem Dank sagte Schiller in subtiler Anspielung auf Kants Raum-Zeit-Lehre, dass er »ohne Grenzen und unvergänglich« ist [NA 27,13].

Wir wollen nun versuchen, auch uns selbst klarzumachen, was denn das Licht gewesen ist, das Schiller Kant verdankte, inwiefern er es als wohlthätig erfahren hat und wieso er in seinem Dank mit Erhard übereinstimmen konnte. ›Wohlthätig‹ wird man nicht einen Gewinn von Einsicht rein für sich nennen, wie groß er auch sei, sondern immer nur einen solchen, der zugleich das eigene Leben aus Schwierigkeiten herausführt und der ihm zu der Ruhe verhilft, die aus einer nicht mehr beengten Orientierung über sich hervorgeht.

Um also Schillers Dankbarkeit gegenüber Kant zu verstehen, müssen wir einen Blick auf sein Denken während der Zeit vor der Begegnung mit Kant richten und die Problemlage nachvollziehen, innerhalb derer sein Denken sich von früh an entfaltet hatte. Von dieser Problemlage her wird sich auch begreifen lassen, was Schiller an das von Kant ausgehende Licht band, noch bevor er mit seinem eigentlichen

Studium der Werke Kants über die Anfänge hinausgekommen war. Wegen der Befreiung aus dieser Problemlage hat Schiller sich von dem ›Geist‹ dieser Philosophie, den er sich nach Erhards Aussage ganz zu eigen gemacht hatte, nicht lösen wollen – und zwar auch dann, als er ihn in eigenständigen Begründungen zur Geltung zu bringen suchte, als er damit in neue Schwierigkeiten kam und als er schließlich die philosophische Schriftstellerei ganz aufgab.

Nur Wochen vor seinem Tod schrieb Schiller, sicher wieder vor allem mit Kant im Sinn, an Humboldt am 2. April 1805 das Folgende – und zwar mit einem Nachdruck, der sich mit den Worten seines Dankes an Kant durchaus vergleichen lässt: Wohl fühle er sich von dem kahlen Feld spekulativen Philosophie vertrieben; »aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen in dieser Zeit gelebt zu haben« [NA 32,208].

Was aber ging voraus, das Schiller dazu instand setzte, in Kants Ideen eine geradezu erlösende Erkenntnis zu sehen, durch die eine Zeitgenossenschaft mit Kant zu einem Glück wurde? Um nicht auf viele Einzelheiten von Schillers philosophischem Bildungsgang eingehen zu müssen, können wir bei dem Hinweis von Reinhold ansetzen, der einem anderen Jenaer Kantianer gegenüber angedeutet hatte, er sei durch die Lektüre von Schillers *philosophischen Briefen* in der *Thalia* darauf gebracht worden, dass die kritische Philosophie mit Schiller »eine gute Aquisition machen würde«. <sup>6</sup> Man kann davon ausgehen, dass Reinhold dabei nicht nur Schillers philosophisches Talent im Allgemeinen im Auge hatte. Schillers Text muss ihm die Situation eines Denkens vor Augen gebracht haben, von dem er absah, dass es durch die Begegnung mit Kant nur würde gewinnen können.

Schillers Komposition eines Briefwechsels zwischen den Freunden Julius und Raphael von 1786 lässt wirklich auch sehr viel von der Dynamik erkennen, die sein eigenes Nachdenken vor dem Kantstudium über ein Jahrzehnt in Bewegung gehalten hatte. Der Weg von Raphaels Selbstverständigung geht von unbefangener Frömmigkeit zur Ausbildung eines gedanklich durchartikulierten Weltbildes in der Gestalt der Metaphysik eines göttlichen Prinzips, das sich in alles Endliche hinein selbst realisiert. Aus ihm folgt, dass sich auch der Mensch in dem enthusiastischen Aufschwung seiner Liebe doch nur selbst verwirklicht, dass also gerade der Drang zur Vereinigung als eine höchste Form der Selbsterhaltung begriffen werden muss. Raphael hat dann aber von Julius die Botschaft vernommen, einer Vernunft, die sich auf sich selbst verlässt, müssten alle solche Entwürfe der spekulativen

6 Vgl. Anm. 1.

Phantasie verdächtigt sein, weil sie nur aus Emotion und Bedürfnis entspringen. Ob ihnen irgendeine Realität zukommt, lässt sich nie verlässlich ausmachen. Raphael, der eine Theosophie in grandiosem Stil und Aufschwung entworfen hatte, findet sich am Ende des Briefwechsels in der Ungewissheit, ob sein Leben im Philosophieren jemals einen Halt finden können. Er hat klar vor Augen, dass sein Aufschwung in die Geisterwelt von einem einzigen »kühnen Angriff des Materialismus« zum Einsturz zu bringen ist [NA 20,115].

Die Briefe geben also Einblick in das Dilemma eines Menschen, der, wenn er sich vom überkommenen Kinderglauben losgemacht hat, durch eine Grundalternative in eine Unruhe versetzt wird, aus der er niemals freizukommen vermag. In seinem Philosophieren geht er darauf aus, einem Leitgedanken, von dem her er sein Leben sammeln und in einen Höhenflug versetzen kann, einen sicheren Halt zu geben, und zwar in der Konzeption einer anderen, einer Geisteswelt. Aber die Philosophie setzt auch die Einreden gegen eben dies Bemühen frei. Der Philosophierende ist darum zwischen zwei Polen gespannt, über deren Widerstreit er sich in immer neuen Anläufen zu erheben versucht: zwischen den Polen irgendeiner Art von Geistmetaphysik, die sein Leben aus der Verbindung mit einem Absoluten begreifen lässt, und einer skeptischen Immanenzphilosophie, die sich als Naturalismus formuliert und die sich schnell bis zur materialistischen Philosophie ausbilden kann.

Ein Widerstreit dieser Art bedrängt die Philosophie wirklich – ihrem Wesen gemäß, das auf eine Übersicht und Sicherheit auch noch an den Grenzen des Begreifbaren ausgeht. Sein Profil hatte sich im 18. Jahrhundert dadurch verschärft, dass die physikalische Theorie es den Menschen immer mehr abzuverlangen schien, dass sie den Blick in ein in sich geschlossenes, ziel- und bewandtnisloses Universum aushalten, das »gleich dem todtten Schlag der Pendeluhr, [...] knechtisch dem Gesetz der Schwere« [NA 1,194] folgt. Man kann Kants eigenes Denken und mit ihm die gesamte kantische und nachkantische Bewegung als den Versuch verstehen, dieses Widerstreits Herr zu werden, statt sich in ihm zu verfangen oder sich einem seiner Pole letztlich blind zu unterwerfen.

Schon in Schillers Jugendphilosophie ist ein Denken am Werke, dessen gesamte Motivation sich aus der Bedrängnis des Widerstreits zwischen Geistmetaphysik und skeptischer oder materialistischer Immanenzphilosophie herleitet. In der Doppelrolle des jungen Arztes und des Dichters, in dessen Sinn und Sprache sich der Enthusiasmus hohen Ausdrucks leicht die Bahn brach, kann man den Widerstreit sogar wie inkorporiert in gegensätzlichen Lebensrollen hervortreten sehen. Schiller war zwar niemals dazu bereit, in die kühlen Schlussfol-

gerungen eines modernen Naturalismus definitiv einzustimmen. Er lehnte sich gegen sie auf, und er sah doch, wie sie sich ihm nach jedem Fortschritt in seinen Denkversuchen aufs Neue nahe legten. Diese Versuche waren immer eigenständig angelegt, keineswegs nur Echo von Gelesenem oder Gelerntem. Auf die Ideen des letzten dieser Versuche, des philosophischen Gesprächs im *Geisterseher* von 1789, hat Schiller sogar große Stücke gehalten. Seinem späteren Kantianismus wird in ihm insofern vorgearbeitet, als in seinem Text eine Morallehre ohne Transzendenzbezug begründet wird, die ganz auf das innere Handeln der Person konzentriert ist. Aber auch dies Konzept bleibt eingebunden in den Gedanken von einem Universum, der zwischen Naturalismus und Vollkommenheitsmetaphysik zuletzt unentschieden stehen bleiben muss.

Hat man dies alles im Sinn, so kann man nachvollziehen, welche Kraft der Erhellung dem Licht zu eigen war, das Schiller mit Kants Lehre aufging – und in welcher Weise es ihm wohlätig geworden ist: Kant hat nämlich ein Denken ermöglicht, dessen Dimensionen so weit ausgespannt sind, dass sie alle die Motive, welche sich in Schillers *Philosophischen Briefen* entfalten, aufnehmen und umgreifen kann, ohne in deren Dilemma zu enden. Sie kann den Widerstreit, in dem die Briefe sich bewegen, sowohl begründen als auch aufheben – und zwar durch die Bestimmung der Grenzen des Gebiets, in dem er sich entfaltet. Vor allem aber kann sie die Rechtfertigung dafür geben, das eigene Leben unter ein Ideal gestellt zu wissen, für das sich eine theoretische Begründung nicht einmal ausdenken lässt. Schiller konnte also in Kants Denken die Auflösung einer Denkaufgabe finden, die er sich selbst gestellt hatte und die mit der Bemühung um Klarheit für sein eigenes Leben so eng wie nur möglich verbunden war. Die Bezeugung seiner beinahe überschwänglichen Dankbarkeit für das kantische Licht kam Schiller insofern im wörtlichsten Sinn von Herzen.

Mit Hilfe der kantischen Diagnose der Situation der Vernunft, die in ihrem Widerstreit durch sich selbst beirrt ist, konnte Schiller nunmehr auch die Dynamik durchschauen, der seine eigenen Denkversuche gefolgt waren. In dem Rahmen der Orientierung der Vernunft über sich, den Kant aufgebaut hatte, war zugleich allen Grundproblemen dieser Versuche ein stabiler Ort und eine begrenzte Legitimität zuerkannt – dem Widerspiel zwischen dem naturalen und dem intelligiblen Wesen des Menschen ebenso wie dem Freiheitsbewusstsein als letztem, unaufgebarem, aber auch unbegreifbarem Leitstern des Menschenlebens.

Schiller war also von dieser kantischen Lösung, die ihm selbst nie hätte gelingen können, in seinem Zentrum berührt und zur Einigkeit mit sich selbst geführt. Nur so lässt es sich auch verstehen, dass er

eigentlich schon zum Kantianer wurde, noch bevor er in das anhaltende Studium von Kants Philosophie eingetreten war. Das wohltätige Licht, das sich in dem neuen Orientierungsrahmen verbreitet, konnte ihm aufgehen, ohne dass ihm dessen Konstruktionsart im Einzelnen durchsichtig geworden war. Aus dem selben Grund versteht man dann aber auch, dass er niemals daran dachte, den kantischen Orientierungsrahmen als solchen preiszugeben. Sine qua non, so schrieb er an Humboldt, hatte es sich ja gelohnt, in diesem Jahrhundert zu leben.

Zuvor war Schiller auch im Philosophieren selbständiger Autor gewesen. Nach den Hochschulschriften der Stuttgarter Akademiezeit kam diese Eigenständigkeit zwar in literarischen Texten zum Ausdruck, nicht aber in philosophischen Abhandlungen. Dass seine philosophische Ausbildung ihn nicht professionell sattelfest genug gemacht hatte, hat er oft betont und bedauert. Aber im spekulativen Denken und auch in der argumentierenden Durchführung eigener Entwürfe hat er dennoch Beachtliches geleistet. Nachdem er zum Kantianer geworden war, hat er aber den Entwurf der Leitlinie seines Denkens an Kant abgetreten.

Doch dabei stand Schiller durchaus nicht unter dem Eindruck, dass er die Eigenständigkeit dieses Denkens habe preisgeben müssen. Es war ihm zwar klar, dass er sich nunmehr spät und über das Kantstudium möglichst weitgehend zum professionellen Philosophen würde ausbilden müssen. Aber ihm war auch klar, dass es dabei immer auch um anderes gehen würde als um den schülerhaften Nachvollzug eines schon festliegenden Pensums. Das folgt schon daraus, dass Reinhold und Erhard seine Freunde und ersten kantischen Gesprächspartner gewesen sind. Denn beide waren davon überzeugt, dass Kants Texte den letzten Aufschluss über die kantische Lehre noch vorenthalten, zogen daraus aber einander entgegengesetzte Folgerungen.

Das Bewusstsein, sich Kant auch in den Grundlagen nur eigenständig aneignen zu können, musste sich auswirken und eine Entsprechung finden in der Weise, in der er an Kants *Kritik der Urteilskraft* anschloss. Indem er sie und mit ihr Kants System studierte, konnte er zugleich ein Themenfeld bearbeiten, in dem er sich ein eigenes Urteil zutrauen konnte: das Verhältnis des sittlichen zum ästhetischen Bewusstsein. Schillers Abhandlungen, die allesamt diesem Thema nachgehen, sind im täglichen Umgang mit jungen Kantianern entstanden, die ebenso wie er selbst zugleich auch nach der Verständigung über die richtige Interpretation von Kants Grundlehre gesucht haben.

Schillers Kantstudium setzte von Beginn an Versuche in ihm frei, auf kantischer Basis die Verbindung von Ethik und Ästhetik so eng wie möglich auszugestalten. Im kantischen Rahmen sollte sich eine Position formulieren lassen, in der die sittliche Orientierung des Lebens von einem Unbedingten her, das alle Natur und Erfahrung übersteigt, zusammengedacht wird mit der ästhetischen Lebensdimension, für die Einklang, nicht Widerstreit der letzte Ordnungsbegriff ist. Aus diesem Zusammenhang von Sittlichkeit und Form sollte auch eine Kunst verstanden werden, der ihrerseits eine Würde zukommt, welche sich nicht auf naturgegebene Bedürfnisse zurückführen lässt. Schiller sah sich im Jenaer Ambiente, in dem ohnedies alles auf eine produktive Aneignung von Kants Lehre drängte, wie selbstverständlich die Rolle zu wachsen, im Bereich von Ethik, Ästhetik und Kunst diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Mit einer gewissen Vorsicht und doch mit dem entschiedenen Willen zur Selbständigkeit und einem letztlich hochfliegenden Anspruch kündigte er philosophische Vorlesungen in der Ästhetik an, obwohl er doch als Professor der Geschichte berufen worden war.

Im Anschluss an die Vorlesungen des Winters 1792 hat Schiller drei Veröffentlichungen konzipiert, den Dialog *Kallias*, der nur entworfen wurde, sowie die Abhandlung *Über Anmut und Würde* und die Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Im *Kallias* wollte Schiller Kants Ästhetik weiterentwickeln und in eine engere Verbindung mit der Ethik bringen. In *Über Anmut und Würde* wird umgekehrt die kantische Ethik so modifiziert, dass sie sich dem Anschluss des ästhetischen an das sittliche Bewusstsein nicht widersetzen muss. In beiden Fällen ist Schiller einem Problem nachgegangen, das wirklich durch Kants Texte aufgeworfen wird. Man kann also weiter fragen, inwieweit die Art, wie Schiller diese Probleme lösen wollte, auch mit den kantischen Prämissen vereinbar ist. Die Antwort darauf muss in zwei Abstufungen gegeben werden. Sie wird uns auch ein offen gebliebenes Grundproblem von Schillers Kantianismus vor Augen führen, von dem sich Schiller doch durchaus nicht hat trennen wollen.

In einigen Hinsichten hat Schiller wirklich eigene Einsichten innerhalb des kantischen Rahmens zur Geltung gebracht. Er hat aber auch einen Grundgedanken verfolgt, der sich nicht in den kantischen Rahmen fügt, es sei denn, es gelänge, diesen Rahmen von Grund aus eigenständig neu aufzubauen. Zunächst seien die mit Kant kompatiblen Leistungen Schillers in Erinnerung gebracht: In seinem *Kallias* wollte Schiller der kantischen Theorie eine neue Erklärung von Schönheit

abringen. Sie nimmt Kants Ideen nur unvollständig auf, ergänzt Kants Ästhetik aber wirklich durch eine Analyse, der zufolge mit der Wahrnehmung der ästhetischen Form das Bewusstsein von der inneren Verfassung eines mit sich selbst einigen Lebens zusammengeschlossen werden kann. Schiller verkannte jedoch, worauf er aus war, wenn er meinte, damit, dass er Schönheit als Freiheit in der Erscheinung fasste, sei ein objektives Kriterium des Schönen formuliert. Sein ästhetisches Freiheitsbewusstsein lässt sich nur als die objektivierende Interpretation eines Wahrnehmungsverlaufs erklären.

In *Über Anmut und Würde* hat Schiller zu Recht hervorgehoben, dass Kant selbst das sittliche Bewusstsein nicht mit der Forderung belasten kann, jede Handlung, die aus gutem Willen erfolgt, müsse Neigungen, die ihr entgegenwirken, überwinden, um überhaupt als sittliche Handlung gelten zu können. Kant muss vielmehr lehren, dass es eine sittliche Pflicht ist, wohlwollende und kultivierte Einstellungen und Neigungen zu akzeptieren, zu fördern und in das sittliche Verhalten zu integrieren – nicht etwa den guten Willen an dem Maß der von ihm jeweils aufgewendeten Widerstandsenergie messen zu wollen. Im Übrigen ist der gute Wille gar nicht in die Abfolge der von ihm erwirkten Handlungen zu setzen. Er liegt in der Gesinnung des Menschen, die sich, wenn es not tut, auch gegen alle vitalen Interessen behaupten muss. Schiller selbst hat betont, dass die Verhaltensart, die ohne erkennbare Anstrengung dem Guten entspricht, auch daran zu erkennen ist, dass sie sich im Falle des Konflikts zu einem Verhalten verwandelt, das als heroisch und ästhetisch als »erhaben« zu beschreiben ist. Insoweit ist Schiller auch in dem, was er selbst erarbeitet hat, mit Kant in Übereinstimmung geblieben.

Dennoch ist gerade in dem, was Schiller mit Kant einig bleiben lässt, immer auch eine Grundintention am Werke, die über den von Kant selbst erstellten Rahmen seines Systems hinausdrängt. Schiller will zwischen den Kräften, die im Leben des Menschen wirksam sind, ein Zusammenspiel begreifen können, in das sie unverkürzt und unverformt eingehen und in dem sich ihre Energien also miteinander verbinden. Die »Erscheinung«, also die sinnliche Seite der Erkenntnis, und die Neigung, also die sinnliche Motivationsseite des Wollens, sollen mit dem, was alles Sinnliche schlechthin übersteigt, also mit Vernunft und Freiheit, zu einer harmonischen Zusammenstimmung kommen können. Eine solche Zusammenführung ihrer wesentlichen Intentionen und Motivationen ist ein viel weitergehendes Programm als der bloße Nachweis ihrer Vereinbarkeit und einer Art von Kooperation zwischen ihnen, und nur bei diesem Nachweis kann man noch mit Kants eigenen Darlegungen Hand in Hand gehen.

In den letzten Seiten von *Über Anmut und Würde* hat Schiller von

diesem Ziel eines in sich ausgeglichenen Gesamtzustands sogar mit hohem Enthusiasmus gesprochen – einem Zustand, in dem Wille und Neigung, aber auch Leichtigkeit des Lebensgefühls und Anstrengung des Wollens miteinander ausgeglichen, in dem sie »vereinigt« sind. Schiller fasst dies Ziel als die Menschheit in der Idee oder als das »Ideal«, von dem er auch sagt, dass es das »Göttliche« sei [vgl. NA 20,415].

In diesem für sein Denken zentralen und charakteristischen Begriff hat Schiller mehrere kantische Begriffe von einem Ideal in einer nur ihm selbst eigenen Synthese zusammengeführt. Damit lässt er auch in den Terminus »Idealismus« eine neue, nur ihm eigene Bedeutungskomponente zuwachsen. Nach Kant ist Ideal zunächst einmal der Gedanke von einem Unbedingten, in dem alle Realität als vereinigt gedacht wird, sodass daraus der Gedanke von einem einzigen höchsten und individuellen Wirklichen entspringt. Auf diese Weise erklärt Kant den Vernunftgedanken von dem einen, monotheistischen Gott. Daneben kennt Kant noch ein ästhetisches Ideal: das der menschlichen Gestalt, insofern sie Ausdruck sittlicher Ideen ist, die den Menschen innerlich beherrschen. An dies ästhetische Ideal hat Schiller angeschlossen. Er hat das ästhetische Ideal aber durch die metaphysische Bedeutungskomponente eines höchsten Wirklichen über das hinaus gesteigert, was für Kant als ästhetisches doch nur ein Ideal der Einbildungskraft (nicht der Vernunft) gewesen ist. Und dann hat Schiller auch noch in seine Rede vom »Ideal« die Bedeutungskomponente aufgenommen, zu der sich bei Kant an ganz anderer Stelle ein Ansatz findet, nämlich der einer höchsten ethischen Leitidee: Es ist dem Menschen *aufgegeben*, nach einem solchen Ziel zu streben. Wie sehr es auch im Leben verfehlt werden mag, es ist das Ideal, unter dem das Menschenleben gestellt ist. So soll gesichert sein, dass auch dort, wo das Ideal der vollendet-harmonischen Menschheit aufgestellt wird, die kantische Grundeinsicht gewahrt bleibt, dass sich die Menschheit aus Freiheit und aus dem Gedanken eines Unbedingten begreifen muss, der nur vernunftentsprungen sein kann.

Damit wird aber das Ideal, dessen Gehalt als ein vollkommener Ausgleich gedacht ist, zugleich in den Gegensatz zwischen unendlichem Ziel und endlicher Begrenztheit des Lebens eingespannt und von dessen Fortbestand abhängig gemacht. Ein solches Konzept lässt sich nicht mehr umstandslos in den kantischen Rahmen einfügen. Mit der Frage, wie der Rahmen um dieses Zieles willen zu rekonstruieren ist, wäre aber Kants Grundlegung insgesamt zum Thema geworden. So musste Schiller ihr wohl ausweichen.

Hegel hat in dieser Grundsituation von Schillers Denken eine Inspiration und eine gute Begründung für seinen eigenen philosophischen Einsatz gesehen. Schiller kam für ihn »das große Verdienst« zu, »die Kantische Subjektivität durchbrochen zu haben«. <sup>7</sup> Verständlich ist diese Diagnose Hegels allerdings. Denn Schiller hat wirklich mit seinem Vereinigungspostulat, das dem Gedanken vom »Ideal« zugrunde liegt, eine Denkfigur ins Spiel gebracht, die Hegel zur Grundlage seines gesamten Systems gemacht hat. Es war Schiller insofern auch Ernst mit ihr, als er darauf aus war, im Zentrum der Selbstverständigung des Menschen eine Vereinigung hervorgehen zu lassen, die alle Dimensionen umfasst, in denen sich das Leben des Menschen vollzieht. Zu Recht schienen ihm der Ausgleich und die belebte Ruhe, die der ästhetischen Erfahrung eignen, nur durch eine solche Synthese zu begreifen. Wenn aber dieser Ausgleich aus dem von Kant publizierten Werk nicht zu begründen war, so hat Schiller doch daran festgehalten, dass um der Möglichkeit dieser Synthese willen nicht etwa die von Kant formulierten Grundprinzipien preisgegeben werden dürfen.

Noch während der Niederschrift der Briefe *Über die ästhetische Erziehung* war Schiller in Jena mit den ersten, noch tastenden Versuchen konfrontiert, einen Gedanken des Absoluten zu formulieren, in dem Subjektivität und Natur von Beginn an überstiegen sind und eben deshalb auch zusammengeführt werden können. Hölderlin wollte ihn zu einem entschlosseneren Schritt über die »Kantische Gränzlinie« drängen. <sup>8</sup> Schiller hat auch zumindest ein Motiv von Hölderlins Jenaer Denken aufgenommen, ohne aber die kantische Linienziehung in Frage zu stellen. Auch dem frühen Ansatz von Friedrich Schlegel und Novalis liegt ein Gedanke vom Unbedingten zugrunde, der nicht mehr fugenlos als eine kantische Idee der Vernunft gefasst werden kann. Wenig später traf Schelling als junger Professor in Jena ein. In dessen Schriften war der Gedanke eines übersubjektiv Ersten und Unbedingten bereits zu einer Theorie der Natur umgesetzt, der die Subjektivität nicht mehr als ein ganz Anderes gegenüberzusetzen ist. Goethe zeigte sich an diesem Konzept interessiert und war bald mit Schelling, später auch mit Hegel im Gespräch. Schiller aber zeigte nicht die geringste Neigung, sich auf Schellings Naturphilosophie einzulassen. Er beschränkte sich aufs wöchentliche Kartenspiel mit

<sup>7</sup> Hegel (Anm. 5), S. 89.

<sup>8</sup> Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Friedrich Beißner, Bd. 6.1, Stuttgart 1954, S. 135 (Hölderlin an Neuffer, 10. Oktober 1794).

dem jungen Schwabenfreund und stritt gelegentlich mit ihm nur über dessen Thesen zur Kunsttheorie.

Aus der Zeit nach der Jahrhundertwende sind nur wenige Dokumente zu Schillers philosophischen Gedanken überliefert. Doch ist uns ein indirektes Zeugnis dafür überkommen, dass Schiller trotz des unbefriedigenden Zustands, in dem er seine ästhetischen Studien im Anschluss an Kant hatte zurücklassen müssen, an dem kantischen Standpunkt selbst und an dem »Geist« seines System festgehalten hat, in den er nach Erhards Zeugnis »ganz eingedrungen« war. Im Dezember 1803 traf Madame Germaine de Staël in Weimar ein. Schon am Folgetag kam es zwischen ihr und Schiller zu einem Disput über Kant, in dem sich Schiller schließlich – um der Differenziertheit seiner Äußerungen willen – nicht in seinem unzulänglichen mündlichen Französisch, sondern mithilfe einer Übersetzerin erklärte. Auf den Einwand, dass Kants Lehrsätze in einer anderen Sprache nicht verständlich zu machen seien, bemerkte Schiller: *Die Kantischen Lehren seien noch in der Kindheit* [vgl. NA 42,372]. Wenn solche ihre vollkommene Reife würden erlangt haben, dann würden seine Worte zu verstehen und zu übersetzen sein!

Diese bemerkenswerte Äußerung mag durch die Filter der Überlieferung entstellt sein – sie bleibt doch ein bedeutendes Dokument für Schillers Verhältnis zum kantischen Denken und indirekt auch zu seinem eigenen philosophischen Werk. Denn Schiller erklärt nun, ein Jahr vor Kants Tod, Kants System für unvollendet – aber in einem ganz anderen Sinn als dem, den Hölderlin und seine Freunde vor Augen hatten, als sie über die kantische Grenzlinie hinausstrebten! So liegt es nicht fern, daraus Folgerungen auch für Schillers eigenen Anschluss an Kant zu ziehen: Hätte der Geist von Kants System die ihm angemessene Form der Umsetzung gefunden, dann würde auch die Zweideutigkeit in Schillers Konzeption des Ideals aufzulösen gewesen sein. Schiller selbst schrieb zur gleichen Zeit in einem Brief an Goethe über Madame de Staëls immanentistischen Aufklärungswillen, dessentwegen man mit ihr in allen letzten und höchsten Instanzen im Streit sein müsse. Die »Idealphilosophie« könne sie nur als Mystik missverstehen. Auch hier gebraucht Schiller das Wort Idealphilosophie. Mit ihm hat er kurz vor seinem Tod das, was er Kant verdankte, gegenüber Madame de Staël ausdrücklich hinzufügt, sie gelte ihm in ihrer wirklichen Gestalt als unvollendet.

Die Erinnerung an die letzte Konklusion, welche Schiller aus seinem Philosophieren in der Jenaer Konstellation gezogen hat, könnte uns in unserer Rezeption von Schillers Werk hilfreich werden. Wird mit ihr doch auch offen gelassen, ob Schiller das, was er »Ideal« nannte,

adäquat hat ausformulieren können. In dem hohen Pathos, mit dem er die Vereinigung der Wesenskräfte des Menschen proklamierte, könnte sich wohl auch die Einsicht auswirken, die angemessene philosophische Erklärung für sein Erkenntnisziel noch nicht gegeben zu haben – dafür, wie der Mensch im Wissen von dem Widerspiel in seinem Leben dennoch einig mit und in sich selbst werden kann und in welcher Weise die Möglichkeit eben dieser Einigkeit im Kunstwerk vergegenwärtigt wird.

Als Nachkommende müssen wir uns also nicht in Distanz zu Schillers Intentionen begeben, wenn wir in eigener Anstrengung die Denkart neu entfalten, aus der Kants philosophische Gründungstexte hervorgegangen waren. Schiller selbst lebte und dachte in der Mitte einer solchen Bewegung – er bestand nur darauf, dass in jeder neuen Durchbildung der Grundgedanke der ›Idealphilosophie‹ nicht verschoben und preisgegeben werden dürfe.

Wenn wir für den Geist der kantischen Philosophie den ihr eigentlich gemäßen und dann auch den gegenwärtig bestmöglichen Ausdruck erarbeiten, werden wir allerdings auch die Möglichkeit der Einigkeit im Leben des Menschen differenzierter als Schiller fassen und vor allem für ihren Ausdruck verhaltenere Töne der Mitteilung finden müssen. In solcher Verhaltenheit muss aber nicht verloren gehen, was für Schiller der Kern dieser Idealphilosophie gewesen ist: Ein Unbedingtes, das den Menschen orientiert und von dem her sein Leben Einheit gewinnt, kann er weder in einer höchsten wissenschaftlichen Theorie noch aus der Erkenntnis der Natur gewinnen. Aus dieser Überzeugung, für die er Kant ›unendlich‹ dankbar war, hat sich der Arzt Schiller, der während der Zeit seines Philosophierens schon an seiner Krankheit zum Tode litt, eine bewundernswerte Ruhe und Heiterkeit der Lebensstimmung bewahrt. Wir verlieren die Möglichkeit, diese Überzeugung mit ihm zu teilen, nicht schon damit, dass wir von der großen Pathos-Synthesis ablassen, die viele seiner Gedichte und manche Passagen seiner theoretischen Schriften trägt. Wir können die Vollzugsweise von Einheit und Vereinigung im Leben auch in der Nähe zu dem großen Tragödiendichter Schiller suchen.

Hat man aber die Einsicht erreicht, dass sich etwas von jenem Pathosdruck auch aus dem Bewusstsein Schillers von der noch mangelnden Vollendung in den Grundlagen seines Denkens erklärt, dann lassen sich auch Schillers philosophische Dichtungen auf neue Weise lesen – bis hin zu einigen von Schillers scheinbar abgegriffensten Sätzen, die er aber ganz aus dem Geist der kantischen Philosophie heraus entworfen hat:

[Den Schleier der Wahrheit ...] hebt keine sterbliche Hand,  
Wir können nur rathen und meinen.  
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,  
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

[...]  
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,  
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!  
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,  
Es ist *in* dir [...]

[NA 2.I,371]

›Das Schöne, das Wahre‹ – wir dürfen das Schöne verstehen als den einigenden Ausgleich im Menschenleben und das Wahre als die Unbedingtheit, mit der das Verlangen und die Suche nach diesem Ausgleich in der Vernunft und ihrer Freiheit begründet sind. So fordert uns Schiller also dazu auf, dieses Einigende in uns selbst zu suchen; und er versichert uns dessen, dass wir es dort, aber auch nur dort finden werden – um uns dann seiner in der eigenen Kunstform und in einer eigenen philosophischen Sprache auch vergewissern zu können.